

CASTINGSHOWS

„Ich will Kunst“



PEDERSEN / PICTURE ALLIANCE / DPA

Jurypräsident Thomas D, 43, Mitglied der Band Die Fantastischen Vier, über die Eurovision-Song-Contest-Talentsuche „Unser Star für Baku“, ab 12. Januar auf ProSieben/ARD

SPIEGEL: Ist es eine undankbare Aufgabe, als Nachfolger von Lena-Entdecker Stefan Raab einen neuen deutschen Kandidaten zu finden?

Thomas D: Ich bin nicht angetreten, dieses Wunder noch zu toppen. Ich habe ein anderes Ziel. Ich will mit dem Sieger ein Album machen, das sich abhebt von den sonstigen 08/15-Alben von Castingshow-Gewinnern. Ich will etwas präsentieren, das die Bezeichnung Kunst verdient.

SPIEGEL: Eine seriöse Castingshow – funktioniert das?

Thomas D: Raab hat als Erster gezeigt, dass es eine seriöse Alternative gibt zu diesen Verheißungsmaschinen von Menschen und Schicksalen. Jetzt sind wir mit „Unser Star für“ nicht mehr allein in dieser Position. Auch „X Factor“ und „The Voice of Germany“ versuchen, die Kandidaten ernst zu nehmen.

SPIEGEL: „Deutschland sucht den Superstar“ und „The Voice“ sind Quotenhits. Wie wollen Sie da mithalten?

Thomas D: Die Quote interessiert mich nicht. Wir wollen zeigen, wie man es richtig macht – und seriös bleibt. Wir sind live und können schon deshalb nicht in der Nachbearbeitung überdramatisieren. Mich nerven diese Überzeichnungen, wenn etwa in diesen Shows genau ein Zuschauer genau im

richtigen Moment aufspringt. Das ist ja erst im Nachhinein so komponiert.

SPIEGEL: Bei „Unser Star für Oslo“ waren es vor allem junge Kandidaten. Bei „The Voice“ treten auch erfahrene Sänger auf.

Thomas D: Wir suchen definitiv nach einem frischen Talent. Wenn einer 35 Jahre alt ist und wir noch nie etwas von ihm gehört haben, dann hat das seinen Grund. Wer 20 Jahre in Coverbands singt und den Durchbruch nicht schafft, der kriegt es auch mit einer Castingshow nicht hin.

SPIEGEL: Sind Sie auch als Jurypräsident so deutlich – oder eher kuschelig?

Thomas D: Ich bin sicherlich nicht wie Dieter Bohlen. Dieser menschenverachtende Gestus gefällt mir nicht. Aber alles immer nur toll zu finden ist auch nicht sehr glaubwürdig. Wenn etwas Mist ist, dann muss dazu auch „Mist“ gesagt werden.



WOLFGANG RATNY / REUTERS

Raab, Lena 2011

NIGGEMEIERS MEDIENLEXIKON

Tat|ort|rei|ni|ger

der: 1.) auf die Beseitigung von Blut- und Gewebespuren spezialisierter Gebäude-reiniger; 2.) große kleine Comedy-Serie, ab 4. Januar am späten Mittwochabend im NDR.

Man nimmt ihm den Malocher sofort ab, von der ersten Szene, wenn er in seinem zugerümpelten Lieferwagen zum Einsatz fährt: Bjarne Mädél ist Heiko „Schotty“ Schotte, ein Mann, dessen Arbeit „anfängt, wo andere sich vor Entsetzen übergeben“, wie er gern sagt. Mädél wurde bekannt durch die liebenswerten Trottel, die er in „Stromberg“ und „Mord mit Aussicht“ spielt. Auch Schotty ist eine typische Mädél-Figur, grundehrlich und bodenständig. Aber anstelle der Trotteligkeit hat er eine Bauernschläue und einen Stolz in seiner Professionalität. Er weiß, wie man Blut und Gewe-

bespuren von Parkettböden bekommt. Der Tatortreiniger war einer der medialen Modeberufe des Jahres 2011, ausgelöst durch das geschickte Marketing einer Berliner Gebäudereinigungsfirma. Eigentlich ist es ein Wunder, dass das Fernsehen ihn nicht schon längst als Serienstoff entdeckt oder erfunden hatte. Der makabre Witz entsteht fast von allein, wenn man den Ort eines Verbrechens als Arbeitsplatz eines Berufs definiert, der ungleich schnöder ist als der all dieser kriminalistischen Ermittler. Ein bisschen was von deren Glanz versucht Schotty zu erhaschen, wenn er behauptet, er sei von der „Spube“, der Spurenbeseitigung, analog zur Spurensicherung „Spusi“. Aber Regisseur Arne Feldhusen und Autorin Mizzi Meyer belassen es nicht dabei, Schotty wurstbrotessend vor blutverschmierten Wänden zu inszenieren. Ihre Serie ist so wenig

grell wie ihre Hauptperson zynisch. Sie schaffen es, einen gleichermaßen schwarzen wie warmherzigen Humor entstehen zu lassen.

In jeder Folge wird Schotty mit jemandem konfrontiert, der den, dessen Überreste er da wegwischt, gekannt hat. Es ist ein Kammerspiel: die Begegnung zweier Menschen, die sich sonst nie begegnen würden. Der Schriftsteller, der angetrieben ist von dem Willen, bleibende Spuren zu hinterlassen, trifft auf einen Mann, der sich alle

Mühe gibt, dass nach seiner Arbeit keine Spuren mehr vorhanden sind. Vor dem Hintergrund des Todes geht es um das Leben, ganz ohne Pathos, genau beobachtet, wahr und hemmungslos albern. „Der Tatortreiniger“ ist eine der witzigsten deutschen Serien der vergangenen Jahre und eine ganz und gar unwahrscheinliche Entdeckung im NDR-Fernsehen.

